

Verbundkatalog Kalliope

Adresse unbekannt. I. II.

Mann, Monika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Arglosigkeit kann ein Schutz sein, besonders, wenn sie mit Brüderlichkeit gepaart ist. Einen Schuß brüderlicher Ueberlegenheit im naiven Herzen, stand Dorothea — Dori — an einer verpönten Straßenecke New Yorks. Das Schicksal wollte es, daß sie ganze 15 Minuten dort stand, denn der Bus, auf den sie wartete, kam und kam nicht. Dori kannte New York, jene Elfmillionenstadt, deren Spinnen und Tosen bei aller Realität einen Beigeschmack von Legende für sie hatte. Das bunte, monströse Element jener Riesenstadt — mit allen Gründen und Abgründen, mit allen Strömen und Strömungen von Jahrmarkt, Kultur, Verbrechen, Geschäft, Liebe, dieses gewaltige steinerne Nest von Attraktionen und Gefahren —, seit Jahren war es ihr bekannt, und doch fern wie am ersten Tag. Sie wohnte gleichsam in einem Kristallfelsen, durch dessen Wände sie das Meer der Metropole erlebte; oder sie wohnte auf der Oase ihres Ichs inmitten jener Menschenwüste. Kannte sie so etwas wie Sympathie zu der Stadt, so war sie indirekt, durch jene Kristallwand hindurch. Und kannte sie so etwas wie Furcht vor ihr, so war sie unausgesprochen, wie durch den Schleier der Ferne.

Beinah unwirklich schien ihr das Treiben an jener Straßenecke. Es war Samstag, gegen Mitternacht. Schwarze Gesichter kreisten um sie herum, flossen an ihr vorbei, kreuz und quer zogen die Wagen ihre Lichter und Geräusche durch die Schatten der Häuserreihen. Dori war allein und wartete. Ihr Blick ging fest, ja, dreist in das nächtliche Schwirren und Drohen hinaus. Ihre Lippen über dem leicht erhobenen Kinn waren kühl, wie bereit zu jeder Antwort. Kühn sagten sie etwas in das schwirrende Drohen hinein, von dem sie sich angesprochen fühlte. Es war kein Bus zu sehen. Dori stand nahe der Straßenmitte, um einen Taxi aufzuhalten. Keiner hielt. Unbeweglich und scheinbar größer als sonst, mit erhobenem Anlitz und einem erhobenen Arm, stand sie da, und es war ihr, als ob ihr ganzer Organismus durch eine wild funkelnde dröhnende Maschine getrieben würde: Viele schwarze Augenpaare haften auf ihr. Warum denn keiner anhielt — sprachen ihre Lippen, und vom Klang ihrer eigenen Worte lief es ihr süß über den Rücken hinunter, als erwarte sie einen brüderlichen Widerhall aus dem tobenden Nichts. Jemand flüsterte in ihr Ohr. Das Augenweiß und Perlenweiß von Zähnen blitzte aus einer pechschwarzen Gestalt sie an. Die Gestalt kam ganz nah herzu. Dori rührte sich nicht. Sie stand aufrecht, mit einem erhobenen Arm, und sah dem dunklen Mano offen ins Gesicht. Sie blickte ihn brüderlich an, während es ihr weiter über den Rücken lief. Mit quietschender Bremse hielt ein

Taxi. Die Tür sprang auf und fiel wieder ins Schloß, unmittelbar, nachdem Dori eingestiegen war. Der Wagen zog an, wie verfolgt. Der Chauffeur sah sich nach Dori um. «Wir halten hier nicht», warf er stumpf nach hinten, als hätte Dori verfehlt, das Grundgesetz der New-Yorker Taxichauffeure zu akzeptieren. «Was machen Sie hier in diesem Jungle?» Dori fühlte sich verletzt. Um es zu vertuschen, lachte sie kollegialer als geboten war. Sie hatte dem Chauffeur die Adresse gesagt, aber nach diesem Lachen schien jener keine Eile zu haben. «Ich wartete auf den Bus, um nach Westen zu kreuzen», sagte Dori im forschenden Plauderton. Der Chauffeur fuhr jetzt sehr langsam und sah sich Dori genau an. «Wir halten hier nicht wegen „hold-ups“, ich war im Begriff, Sie über den Haufen zu fahren.» — «Ob!» machte Dori, und betrachtete statt der Taxinummer den Haarschnitt des Chauffeurs. — «Keine Angst!», sagte der plötzlich gleichsam mit Geladenheit. — «Eigentlich nicht — bisher, aber Sie machen mir jetzt Angst.» — «Ja, haben Sie denn keine Angst, Fräulein?» Dori fand in Haarschnitt, Hinterkopf des Chauffeurs, in Halbprofil und Stimme Ähnlichkeit mit einem Freund von ihr. Sie schämte sich mit einem Mal ein wenig. «Ich kenne New York kaum» — erlief sie —, «ich wußte nicht, daß die Ecke so gefährlich ist.» — «Ich hätte überhaupt nicht gehalten» — kam die Stimme des «Freundes». — «Sie hatten Glück. Wo wollen Sie hin?» Er hielt an und blickte ihr voll ins Gesicht. Dori

empfund so etwas wie Ordnung, Wiederherstellung, ja, Rettung von ihrer Wagenecke, während sie den erfahrenen Mann um Steuer beinah dankbar ansah. Als sie die Adresse wiederholte, war noch etwas Scham in ihren Worten — ich will's gewiß nicht wieder tun, klang aus ihnen. Der Chauffeur hielt noch an, sah Dori an und wiederholte seinerseits noch einmal die Adresse langsam und fragend. «Allein, wohnen Sie allein dort?» flügte er hinzu. — «Ja, sagte sie kurz. Und merkte, sie hätte es nicht sagen sollen. Gleichzeitig sah sie sich wieder an der schwarzen schwirrenden Straßenecke, fühlte das Flüstern, das Perlenweiß der Zähne und das Augenweiß sie berühren, fühlte jetzt jäh die Gefahr jenes Flüsterns, Kreischens, Brausens und Funkelns, und sah in dem Chauffeur einen Mann, der bei dem Fehltritt über einer Schlucht sie an der Schulter gepackt und sie in Sicherheit gebracht hatte. «Noch etwas weiterfahren?» fragte er freundlich. «Kostet nichts.» — Nach einer Pause sagte er, indem er den ersten Gang wieder einschaltete: «Hm?» — «O. K.», sagte Dori leise — und zufrieden, wie sie zu ihrer eigenen Ueberraschung merkte.

Er hatte den Kurs gewechselt. Er fuhr an den äußeren Norden und überbrückte den Fluß nach dem Osten der Stadt. Hier war es alt und kleinstädtisch, mit winkligen Gassen, Trambahngeleisen, jüdischen und italienischen Lichtreklamen. Er hielt vor einem niederen alten Haus, an dessen Außenseite ein Treppchen zu den verschiedenen Eingängen führte. «Hier

wohne ich» — sagte er einfach. Dori stieg vor ihm das ländliche Treppchen empor. Er sperrte mit einem großen Schlüssel die Türe des zweiten Stockes auf. Er machte Licht und ließ Dori eintreten. «Ein bißchen Geduld bitte» — sagte er —, «ich muß noch etwas arbeiten. Sie machen sich's indes bequem.» Er hatte Dori aus dem Mantel geholfen, einen Lehnstuhl zu-rechtergerückt und war verschwunden. Dori trat ans Fenster. Sie staunte — offenbar war dieser Teil der Stadt ziemlich hoch gelegen, man sah ganz New York. Das rote Funkeln des «Empire State Buildings» ragte krönend aus der Mitte. Bei diesem Anblick empfand Dori wieder das Legendenhafte: es stellte sich gleichsam schützend vor ihren Sinn. Sie wandte sich gegen das Zimmer. Er hatte seinen Shawl auf dem Tisch lie-gen lassen. Vor dem unbedeckten kleinen Holztisch stand ein Stuhl. Das Bett in der Ecke war schmal, wie eine Pritsche. Sonst stand nur noch eine hohe dunkle Kommode an einer Wand, auf der kunterbunt Bücher lagen. Boden und Wände waren nackt und sauber. Dori sah ohne viel Neugier die Bücher an. Es waren keine «Dimeausgaben» mit den furchterregenden Ti-telbildchen darunter. Es waren vorwiegend technisch wissenschaftliche Bücher aus einer Leihbibliothek, ein italienischer Gedichtband und eine Sammlung von Roosevelts Reden. Dori blätterte. Obgleich sie sehr müde war, fühlte sie nichts von Erschöpfung. Auch von Abenteuer empfand sie eigentlich nichts. Sie setzte sich in den Lehnstuhl und wartete. Sie wartete

wie auf eine handfeste, beinahe alltägliche Verab-redung, bei der es etwas Privates und doch Allgültiges zu erledigen galt. Sie wartete weniger auf eine Per-son als auf eine umfassende Begebenheit. Er trat ein. Er warf seine Lederjacke aufs Bett, packte eine Flasche Wein und Kuchen aus. Aus der obersten Kommodenschublade holte er Gläser und Teller. Sie aßen und tranken beide mit Appetit. «Ich heiße Dori, und Sie?» sagte Dori, indem sie aufstand und sich etwas streckte. — «Jim. Oh... irgendwie!» sagte er unwirsch, aber doch unangenehm, so schien es ihr. Sie fand in seinem kernigen Gesicht Müdigkeit. Wieder sah sie die sehr große Ähnlichkeit mit einem guten Freund von ihr, der in Europa lebte. Seinem festen, ruhigen Blick begegnete sie mit Schweigen, aus dem Sympathie sprach. «Sie gehören anderswohin», sagte er mit dem Ausdruck, als erkenne er zwar das Ganze als einen Irrtum, aber als akzeptiere er diesen Irrtum aus ihm unverständlichem, doch zwingendem Grunde. Da sie englisch sprachen, gab es nicht die Unterscheidung von Sie und Du: in seinem Ton lag jedoch das Du, als er hinzufügte: «Und wo nimmst du das Vertrauen her?» Dori, die mit der Lampe spielte, knipste sie auf eine Sekunde aus, und wieder an, legte ihre Hand in die seine und blieb stumm. «Noch was essen?» fragte er, ohne aufzuschauen. «Wein?» — «Danke.» Dori legte sich auf die Pritsche. «Das Empire State Building hat mir auch noch nie ins Bett geschaut. Das ist majestätisch, wirklich!»

sagte sie leise und ernst. «Bleibst du in New York?» fragte Jim, die Augen irgendwohin auf Doris Kör-per gerichtet. — «Ein bißchen.» Sie sah ihn an. Er stand auf, ging auf sie zu und küßte sie. Er blieb, über sie gebeugt, stehen und sagte mit einer tiefen, verwunderten Stimme: «Dori!» «Ich fange früh an morgen — gegen sieben bin ich unterwegs. Und jetzt ist es schon bald Tag», hörte Dori ihn an ihrer Seite sagen. Ihre rechte Wange an seine linke — sie empfand etwas Nüchternes, ja, Ele-mentares. Sie hatte nicht geschlafen, aber es war ihr offen und gerade zumute — wie manches Mal an einem grauen, kalten Tag, da sie warm angezogen den Fluß entlang schritt. «Dori, Dori!» sagte Jim ein we-nig traurig in den Dämmer hinein. «Wo gehörst du nur hin, warum hast du das gemacht, willst du mich denn wiedersuchen?» — Sie sagte nichts. Er stützte sich auf den Ellenbogen und sah sie an — ja oder nein? Er antwortete nicht auf die Antwort, küßte statt dessen Dori innig und lang auf die Stirn. «Es ist nicht wichtig», sagte sie mit geschlossenen Augen. Jim glaubte etwas ganz Fernes aus diesen Worten zu hören. Er erschrak. «Es ist nicht so wichtig, Jim», wiederholte Dori. Und nun hörte er aus den selben Worten etwas ganz Klares und Ueberlegenes. Zu-gleich sah er ein unendlich warmes Lächeln auf ihrem Gesicht, das ihn traf und den großen Morgenhimmel, so schien ihm. «Und vielen Dank, Jim!» sagte sie, in-dem sie ihn aus großen, fast feierlichen Augen ansah.

Jetzt lächelte er. Sie schwiegen. Sie schwiegen in den Dämmer hinein, der allmählich seine Schleier hob und zum Tag wurde. Diese Stunde war wie eine Unend-lichkeit, in der abgerissene Geräusche und Gedanken auftauchten, langsam — oder war es im Tempo des Sternennichts, das den Kosmos durchjagt? — sich zu einem Ganzen formten. Dieses Ganze nun, das bei aller Vagheit sich Wirklichkeit nannte, gab Jim und Dori die Entschlußkraft, aufzustehen und sich eilig anzukleiden. Und ehe der Tag sich recht breit gemacht hatte, saßen sie beide in Jims Taxi und fuhren durch die kaum erwachten Straßen. «Immer noch keine Angst?» fragte Jim halb umgewandt, und sein Lächeln war das eines uralten, ja, urverwandten Freundes. «Nicht, solange wir fahren. Versprich, gleich weiter-zufahren, wenn wir bei meinem Haus angelangt sind: nur vor dem Stehenbleiben habe ich Angst.» Jim hielt vor Doris Haus. Er hatte sich die Nummer von der vorigen Nacht her gemerkt, was Dori halb unbewußt tief erfreute. Sie sprang aus dem Wagen, der zog an, während sie im Haustor verschwand, ohne umzu-schauen. (Schluß folgt)

Janacek und Max Brod

Wie Max Brod kürzlich mitteilte, wurde in Prag die zweisprachige (tschechisch-deutsche) Korrespondenz zwischen dem Komponisten und seinem «Entdecker» Max Brod veröffentlicht. K. Bl.

Adresse unbekannt

Von Monika Mann

II. (Schluß)

Donnerstag gegen drei Uhr stand Jim in Zivil vor Doris Wohnungstür und drückte den Klingelknopf. Eine Frau öffnete und fragte nach seinem Begehren. Ob Dori zu Hause sei. Oh, Dori — erwiderte die Frau — das Kind, die wohnt nicht mehr bei uns. Adresse unbekannt. Jim war nicht überrascht. Er hatte so etwas — nicht gerade erwartet, doch irgendwie schien diese Auskunft ins Bild zu passen. Es stimmte. Enttäuschung, zugleich Resignation malte sich auf seinen Zügen. Er grüßte und ging. Jim hatte seinen freien Tag. Einen Augenblick stand er an der Straßenecke und blickte ein wenig hilflos gegen den Hudson und seine felsigen Ufer unter einem tiefblauen, kalten Himmel. Seine sportliche Gestalt in einem hellen, englischen Tweedanzug, seine kernige Haltung wirkten unschlüssig, während über seine ruhigen, festen, braunen Augen sich ein Schatten von Verlorenheit legte. Adresse unbekannt... Er fuhr nach Hause. Er stieg langsam, mit gesenktem Kopf das ländliche Treppchen empor. In seinem Zimmer angelangt, warf er sich aufs Bett. Er versuchte, sich selber aus einer Art Starre zu wecken, mit einem leichten Boxer auf die

linke Schläfe — he, Venutol! Das war sein eigentlicher Name. Er hatte sich nur Dori gegenüber Jim genannt. Er fühlte sich fremd. Er sah an sich herunter, sein Blick wanderte über den englischen Tweed, hinab zu den Spitzen seiner Schuhe, wo er wie gefangen blieb. Diese Fußspitzen waren wie eine Sackgasse, an deren Wand seine Gedanken abprallten. Jim ist tot — warf er hin. Und du, Dori, wo bist du? warf er den ersten Worten nach, und es prallte härter und lauter gegen die Wand. Seine Fußspitzen rührten sich nicht, noch sein fixierter Blick. Er hörte ihre Stimme, wie in einem hallenden Gang — Es ist nicht so wichtig — und das Echo kam von der Wand zurückgeprallt — Es ist nicht so wichtig, Jim! Er setzte sich mit einem Ruck auf, den Blick immer noch auf seine Fußspitzen geheftet; er sah Doris große, feierliche Augen, als sie sagte — Und vielen Dank, Jim! Er sprang auf, setzte sich an den kleinen unbedeckten Tisch und stützte seinen Kopf in beide Hände. Er weinte. Die Tränen flossen sehr schnell über sein gebräuntes Gesicht. Er spürte sie nicht. Auch waren seine Muskeln unverzerrt und seine Augen ganz klar dabei. Aus dem geraden, unsentimentalen Schmerz heraus erlaubte er sich, noch einmal Jim zu sein.

Jim war nicht tot. Er lebte in jener Nacht, die das große Geschehen verschluckt hatte, aber sie war nicht verflücht. Er lebte in ihr wie in einem Stück Besitz, außerhalb der Atmosphäre: es werde nie den Grund erreichen — verdammt, im Bodenlosen zu schweben,

aber es war sein. Er stand auf und machte ein paar zögernde Schritte zum Fenster. Es war Abend geworden. Wie gnädig — spürte Jim. Noch auszugehen, daran dachte er nicht. Er hatte das Gefühl, überall zu sein. Vielleicht schwebte er außerhalb der Atmosphäre... Ihm war es leicht. Die raschen Tränen hatten aufgehört zu fallen. Zwei mochten verspätet und körperlos ins Dunkel gleiten. Uebrigens aus lächelnden Augen. Jim stand am Fenster. Aufrecht, die Hände hingen offen an seiner Seite, der Mund war ernst, die Augen aber lächelten. Jede Schwere war von ihm gewichen. Das Lächeln streifte die abendliche Stadt. Das schweifende, ein wenig protzige Lichtgehirn fügte sich diesem Lächeln, es brach sich in ihm. Ihm ergab sich das Bild, aus dessen Kern ein leuchtender, klingender Pulsschlag kam. Jim erinnerte sich der Frau, die ihm in Doris Haus die Tür geöffnet hatte. Das Kind! hatte sie gesagt. Und er dachte wieder daran, wie er Dori aufgesehen hatte — gleich einem Falter, der in den heißen Sumpf gefallen war. Fliegen, fliegen — ja, Dori —, nur nicht stille stehen. Da bist du an den Rechten geraten, dachte Jim. Seine Brust weitete sich in Gedanken ohne Worte...

Unsere Wünsche sind heiß und flüchtig — fühlte er, und sein Sinn war dem anonymen Treiben der Stadt zugewandt — sie finden Erfüllung auf der Durchreise nach dem Nichts. Heiß und flüchtig wünschen wir in diese fahrende, rasende Welt hinaus, namenlos: sind voll Dankbarkeit, wenn wir im Jagen

der Masse uns gegenseitig nennen können. Eine Nacht, einen Augenblick lang — Ruhe und einen Namen, ehe wir wieder im großen Rad des anonymen Seins gefangen sind. Wir brauchen keine Tugend, wo das Individuum als ein Schräublein dem feuersprühenden Ganzen einverleibt ist; sondern wir nehmen voll Inbrunst und Glauben die Gelegenheit wahr, dem dröhnenden Nichts ein Schnippchen zu schlagen und Ich und Du zu sein. Wir wählen nicht lange, denn es währt nicht lange: Klassen — Rassen — der Ort — die Zeit ist einerlei. Wo das Ich und Du geahnt wird, da wird es geboren. Ganz und ohne Skrupel, der Welt zum Trotz, und vielleicht, zum Heil. Ich weiß nicht, wo du bist, wer du bist, wo du hingehörst, ob ich dich wiedersehe — Dori! Und Jims Gefühle wandelten sich mehr in bewußte Worte — aber ich glaube, ich habe dich verstanden. Auch ich liebe es, zwischen Rädern, Sirenen, Maschinen, Propellern auf einen Augenblick deine Wärme zu fühlen. Meine Vorfahren in Italien hätten es Sünde genannt; und eigentlich kommt gerade dann und nur dann etwas Frommes über mich. Unsere Welt ist nicht danach angetan, Familie zu spielen, sich ein kleines Königreich zu halten, mit Blumen und Kinderliedern. Eine Bombe fällt hinein. Der König und Ehemann wird abberufen in Krieg und Geschäft, fort. Der Propeller des Fortschritts mokiert sich über das Familienglück. Das fühlen wir, und gehen mit den Forderungen der Zeit: nicht ganz, unser Kern bleibt unberührt. Und hier entsteht das Duell

zwischen uns und unserer Zeit. Solange wir leben, verlangen wir nach der Auflösung unserer selbst im anderen, nach jener individuellen Nähe, die unsere kollektive Zeit verpönt. Und je mehr man sie von uns nimmt, desto inständiger wird unser Verlangen danach. Je unmöglicher diese Erfüllung ist, desto klarer, einfacher, animalischer — vielleicht göttlicher wird unser Wunsch, zu lieben. Ich bin auch so ein «Moderner», der auf Rädern lebt, sich durch den Schleim der Großstadt wälzt, vor dem Schlafen in Maschinenbüchern liest, allein in verwegenen-nüchternen Traum versinkt. Und bei all dem bin ich alert: wie das Tier auf die Beute, so laure ich auf Glück — inmitten dieses fremden Seins. Vielleicht ist es der größte Feind der Zeit, vielleicht lebt es außerhalb ihr, über ihr, ewig — ohne Halt, ohne Berechtigung in ihr. Es ist wohl ein zusammenhangloses, einsames Glück — unberührt vom Leben — rein.

Und während Jim noch auf die Stadt herunterrann, schien ein Licht des Abschieds ihn zu wecken. Das Kind — sagte er laut — durch die Brust lief es ihm: Es ist wie jenes Glück ohne Halt, ohne Berechtigung. Doris! Falter! Woran zerschellst du deine Flügel? Er machte ein paar Schritte nach rückwärts, als zöge ihn eine Macht von dem Fenster weg. Als müsse er sich losreißen von der Stadt, in deren fremden Blüten die süße Beute lauerte. Er sagte laut, und die Worte kamen direkt von seinem Herzen: Gott schütze dieses

Kind! Er warf sich aufs Bett. Er ließ den Blick noch einmal an das Fenster gleiten. Das Empire State Building mit seinem roten Funkelturm grüßte majestätisch. Nach wenigen Minuten füllten tiefe ruhige Atemzüge den schmucklosen Raum.

Rechenschaftsbericht des Surrealismus

Vor bald zwei Jahren begann die «Radiodiffusion Française ein interessantes Experiment: Namhafte Schriftsteller wurden vor das Mikrophon gebeten, nicht um Erklärungen abzugeben oder Interviews über sich ergehen zu lassen, sondern um eine Reihe von zehn bis zwölf Gesprächen mit einem von ihnen selbst bestimmten Gesprächspartner zu führen. Die Gespräche, in denen der Schriftsteller nach Belieben über sein Leben, seine literarische Entwicklung oder seine Meinung über Zeitgenossen und Tagesprobleme erzählt, werden in Abständen von einigen Tagen gesendet und erlauben jedem Radiohörer, Claudel, François Mauriac, André Maurois oder Jean Paulhan bei sich zu Hause zur Konversation einzuladen. Der außergewöhnliche Erfolg dieser Sendungen bewog die Verleger, die Stenogramme der Gespräche zu sammeln und, garantiert ohne jegliche Retusche, in Buchform erscheinen zu lassen. So liegen nun auf meinem Bücherregal diese «Gesprächskonserven»: die Tischreden des Weltenbummlers Blaise Cendrars, die Beich-

ten und Brandmarkungen François Mauriacs, die schmoßenden Ausfälle des alten literarischen Rappelkopfs Paul Léautaud, der nur niederreißen kann. Den Gipfelpunkt dieser Reihe bildet zweifellos der Gesprächsband André Bretons, des «geistigen Vaters» des Surrealismus. Zwar enthüllen sie vom Charakter des Sprechenden weniger als diejenigen der anderen Autoren: sie sind jedoch der Rechenschaftsbericht einer geistigen Bewegung, die oft verlacht und sogar von vielen Anhängern nicht völlig verstanden wurde. Ihr Ton ist, wie immer bei André Breton, von einer majestätischen Gemessenheit, so daß man — aber nur dem Ton nach — an Goethe, mit Eckermann konversierend, erinnert wird. Noch ein anderer Vergleich mit Goethe stellt sich ein: Bretons Radiogespräche verhalten sich zum gelebten Surrealismus wie «Dichtung und Wahrheit» zum Sturm und Drang, mit dem einen Unterschied, daß Breton zu den Ambitionen und Kämpfen seiner Jugend zwar Abstand gewonnen hat, sie aber keineswegs verleugnet.

Diese Abgeklärtheit ermöglicht es ihm heute, in den Manifestationen des Surrealismus das Wesentliche vom Nebensächlichen zu scheiden und die sensationellen Episoden einer bewegten Geschichte ins richtige Licht zu rücken. So finden die unzähligen Spaltungen und Säuberungen der surrealistischen Bewegung nicht mehr oder doch nicht mehr ausschließlich ihre Erklärung im Unfehlbarkeitsdünkel Bretons,

wie es feindselige Journalisten wahrhaben wollten. Sie liegen vielmehr in der inneren Logik des Surrealismus selber, der nicht nur eine literarisch-künstlerische, sondern eine umfassende ethische und geistige Bewegung sein will und darum Nur-Künstler und Nur-Politiker ausschließen mußte. Der Großinquisitor André Breton, wie man ihn verspottet hat, erscheint nun als ein wacher, umsichtiger Seelenrichter, der Abtrünnige wie Jacques Prévert und Raymond Queneau zu würdigen weiß und sogar den schillernden Salvador Dalí und Aragon objektiv zu beurteilen vermag. Diese Objektivität wird ihm viel Selbstüberwindung gekostet haben. Sie legt Zeugnis ab von einem großen, undoktrinären Geist.

Das Tatsachenmaterial, das Bretons Gespräche enthalten, war zum Teil schon aus anderen Quellen bekannt. Das Neue daran ist die besondere Beleuchtung, die aus dem resümierten Leben des Gründers auf den Surrealismus fällt. In diesem Licht erscheint der Surrealismus zugleich als totaler Widerspruch und als Versuch zur totalen Überwindung aller Widersprüche. Lange bevor 1924 das erste Manifest des Surrealismus erschien, zur Zeit als die zukünftigen Gründer der Bewegung noch Soldaten im Ersten Weltkrieg waren, hat der Surrealismus ein radikales Nein einer Welt entgegengehalten, die an uneingestanden Widersprüchen ersticke und nicht fähig (oder

(Fortsetzung Seite 5)